

Holger Zaborowski

Sinn-Fragen

Denkversuche in unsicheren Zeiten

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2024 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © Brandi Redd / unsplash

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3360-7

Inhalt

Vorwort	8
---------------	---

Schöpfung *Von der gefährdeten Natur und der Gabe der Kreativität*

1. Das Drama der ökologischen Krise. Schöpfungssehnsucht	10
2. Ein Gewebe von Beziehungen. Schöpfungswirklichkeit	13
3. Der Verlust des Unberechenbaren. Schöpfungsvergessenheit	15
4. Die (Auf-)Gabe der Kreativität. Schöpfungsverantwortung	18

Gärten *Von der Kunst des Lebens und der Möglichkeit der Versöhnung*

1. Der Garten als Ort des Lebens	23
2. Der Garten als Ort der Erfahrung und Erkenntnis	26
4. Der Garten als Ort der Gottesbegegnung	30
5. Der Garten als Ort der Versöhnung und Schule der Menschlichkeit. . .	33

Sehnsucht *Vom zweifachen Hunger des Menschen*

1. Generation Gourmet?	37
2. Der leibliche Hunger und die Bedürftigkeit des Menschen	41
3. Der seelische Hunger und das Begehren des Menschen	46

Muße *Von Besinnung und Befreiung*

1. Der fremde Klang der Muße	50
2. Die tiefe Menschlichkeit der Muße	52
3. Die stille Verdrängung der Muße	54
4. Der mächtige Gegenpol der Muße	56
5. Das befreiende Fest der Muße	60

Spielen *Vom Offensein, Ganzsein und Freisein*

1. Offen sein: Von den Spielen des Denkens (und vom Einfall und Zufall) ..	64
2. Ganz sein: Vom Ernst des Spielens (und von Gegenwart und Nähe) . .	68
3. Frei sein: Von den Regeln des Spiels (und vom Leben und Tod)	74

Wirklichkeit *Von Zweifel und Gewissheit*

1. Das Wirkliche und das Unwirkliche	79
2. Zweifel und Verzweiflung	83
3. Die Gewissheit des Anderen	86

Leiblichkeit *Von der Gabe für Andere*

1. Die Gegebenheit und die Entzogenheit des Leibes. 90
2. Das Wunder und die Fremdheit des Leibes 96
3. Die Sprache und die Bedeutung des Leibes 100

Nähe *Von Menschlichkeit und Barmherzigkeit*

1. Fern vom Anderen. Die Vergessenheit der Nähe 103
2. Im Angesicht des Anderen. Zur Topologie der Nähe 106
3. Von Antlitz zu Antlitz. Zur Phänomenologie der Nähe 108
4. Jenseits des Antlitzes. Nähe unter den Bedingungen der Moderne . . . 112
5. Für eine Kultur der Nähe 116

Namen *Von der Heiligkeit Gottes und der Würde des Menschen*

1. Der Horizont der Worte: das Wunder der Sprache 118
2. Das Heiligkeit des Namens: das Geheimnis des Menschen 121
3. Die Zukünftigkeit Gottes: die Heiligung des Namens Gottes. 125

Heiligkeit *Von der Wirklichkeit des Anderen und den Schatten Gottes*

1. Die Mehrdeutigkeit des »Heiligen«. 130
2. Heiligkeit angesichts des anderen Menschen 133
3. Religion, Gott und die Grenzen der bloßen Vernunft 136

Widerstand *Von Ergebenheit und Demut*

1. Gegenwart und Geschichte des Widerstands 140
2. Wirklichkeit und Überzeugung des Widerstands. 143
3. Freiheit und Wahrheit des Widerstands 145
3. Würde und Demut des Widerstands. 148

Hoffen *Von Zuversicht und Wagnis*

1. Theologie und Anthropologie der Hoffnung 152
2. Exzesse und Krisen der Hoffnung. 158
3. Moral und Kunst der Hoffnung. 165

Nachweis der Erstveröffentlichungen 170

Anmerkungen. 171

Vorwort

8

Der vorliegende Band enthält Essays – Versuche eines fragenden Nachdenkens darüber, was »Sinn« genannt wird und wie sich »Sinn« erschließt oder zeigt. Dabei nehmen sie das Selbstverständliche in den Blick – das Spielen oder Gärtnern, das Essen oder Hoffen, die Leiblichkeit, die Wirklichkeit, das Heilige oder die Würde des Menschen in seiner Verletzlichkeit und in seiner Beziehung zum anderen Menschen. Das, was selbstverständlich und alltäglich erscheint, so zeigt sich, kann tiefere Dimensionen eröffnen. In ihm kann sich ein Sinn zeigen, der auch in unsicheren Zeiten zu tragen vermag.

Diese Essays haben weitestgehend einen philosophischen Charakter. Sie appellieren an die Vernunft und laden zum Mitdenken, aber vor allem zum Mitfragen ein. Denn vielleicht geht die verbreitete Erfahrung von Sinnlosigkeit auch darauf zurück, dass vieles gar nicht mehr als frag-würdig erfahren wird. Zeigt sich nicht oft schon das Fragen nach Sinn als sinnlos oder unsinnig? Liegt darin nicht auch ein Kern der verbreiteten Verunsicherungen? Müsste man daher in unsicheren Zeiten nicht zunächst den Mut zum Fragen wiedergewinnen? Das wäre der Mut zum Philosophieren, zu einer Freundschaft zur Weisheit, die um ihre Grenzen, aber auch um ihre Möglichkeiten weiß.

In diesen denkerischen Versuchen wird gelegentlich die Grenze zur Theologie oder zum gelebten christlichen Glauben überschritten. Sie stellen daher auch Grenzerkundungen dar: Versuche in einem »Zwischen«, das selbst unsicher geworden ist. Wäre es auf der einen oder anderen Seite, in der Eindeutigkeit einer klaren Position nicht sicherer? Doch gerade wenn nach Sinn gefragt wird, so wird sich zeigen, ist der Dialog von

Philosophie und Theologie, das Zwiegespräch zwischen Denken und Glauben, von bleibender Bedeutung, wenn nicht sogar unverzichtbar – auch wenn dieses Gespräch ein Wagnis bleibt und zu immer neuen Fragen führt. Das Denken kann nämlich nicht nur den Glauben befruchten, sondern umgekehrt kann auch der christliche Glaube, die Botschaft eines den Menschen liebenden Gottes auch das Nachdenken und Nachfragen bereichern und vertiefen, so dass nicht nur das Fragen nach Sinn nicht unsinnig erscheint.

Die Texte dieses Bandes sind an anderer Stelle bereits erschienen. Für die Veröffentlichung in diesem Band wurden sie überarbeitet und teils erweitert. Ich wünsche den Leserinnen und Lesern Freude beim Mitdenken und Mitfragen. Volker Sühs vom Matthias Grünewald Verlag möchte ich für die wieder einmal sehr angenehme Zusammenarbeit herzlich danken.

Erfurt, im März 2024

Schöpfung

Von der gefährdeten Natur und der Gabe der Kreativität

1. Das Drama der ökologischen Krise. Schöpfungssehnsucht

10

Die Folgen des menschengemachten Klimawandels zeigen sich Jahr für Jahr mit größerer Deutlichkeit. Hitze und Dürre führen in vielen Weltgegenden zu Missernten. Selbst in Zentraleuropa leiden Mensch und Natur unter heißen, regenarmen Sommern. Zugleich zerstören – wie im Jahr 2021 im Ahrtal, 2022 in Pakistan oder 2023 in Slowenien – Wasserfluten Stadt und Land und verlangen zahllose Opfer. Die Massentierhaltung fügt Tieren unsägliches Leid zu und verletzt ihre Würde. Böden, ganze Landschaften und die Vielfalt von Flora und Fauna werden durch industriell betriebene Landwirtschaft zerstört. Viele Pflanzen- und Tierarten verschwinden für immer von der Erde. Die Biodiversität ist in einem zuvor nicht gekannten Maße gefährdet. Wissenschaftler entwickeln dystopische Zukunftsszenarien und zeigen, welche dramatischen Folgen die ökologische Krise – weit mehr als nur eine »Klimakrise« – für den Menschen, für Kultur, Politik, Gesellschaft und Wirtschaft hat. Konflikte und Kriege, Flucht und Vertreibung, Armut und Hunger, Leid und Tod vieler Menschen gehen auf die Schädigungen zurück, die Menschen der Natur angetan haben und weiterhin antun.

Das Bestreben des Menschen, die Natur auszunutzen und seinen Interessen unterzuordnen, betrifft – insbesondere im globalen Süden – nun auch den Menschen selbst. Das sollte

kaum erstaunen. Menschen sind Naturwesen und gehören zur Natur. Mit anderen lebendigen Wesen zusammen bewohnen sie den *oikos*, das Haus der Erde. Dieses Haus ist derzeit jedoch in höchstem Maße bedroht. Das Leben auf der Erde in seinen komplexen Verbindungen und Verwebungen erweist sich als äußerst verwundbar. Die Erde leidet – und zwar unter dem Menschen, dem Geschöpf, das nach biblischem Zeugnis den Auftrag hat, die Erde zu hegen und pflegen und sie so in einen fruchtbaren Garten zu verwandeln. Ist es noch fünf vor zwölf oder schon später?

Es muss etwas getan werden. Immer häufiger gibt es hitzige Debatten darüber, welche konkreten Schritte nun anstehen. Dabei ist die Rede von der notwendigen Bewahrung der Schöpfung in aller Munde. Selbst wer nicht an Gott glaubt, spricht der »Schöpfung« eine besondere Bedeutung zu. Und das ganz ohne Ironie. Eine ironische Gebrochenheit kann man sich nämlich angesichts des ökologischen Dramas schlicht und einfach nicht mehr leisten. Das ist ein bemerkenswerter Befund. Gott, so hört man allerorten, so hat es Nietzsche schon im 19. Jahrhundert wirkmächtig verkündet, ist tot. Aber die Schöpfung lebt, mehr schlecht als recht, auch in gottfernen Zeiten weiter. Sie will man schützen und bewahren, auch wenn der Schöpfer selbst keine Rolle mehr spielt. »Schöpfung« ist zu einem Schlüsselwort der späten und angesichts dessen, was menschenmöglich ist, zutiefst verunsicherten Moderne geworden.

Vielleicht zeigt sich in diesem säkulären Schöpfungsglauben eine nicht selten verzweifelte Sehnsucht nach einer vergangenen Schöpfungsgewissheit, nach einem Glauben, für den alles, was ist, von einem allgütigen, allmächtigen und allwissenden Gott geschaffen und wunderbar eingerichtet wurde. Dann würde die verbreitete Rede von der Schöpfung auch eine tiefe Melancholie

bestimmen, das Wissen um den Verlust jener Heimat, die Gott dem Menschen bereitet hat und die der Mensch – als abgründiges, zum Guten wie auch zum Bösen fähiges Wesen – aus Ehrgeiz und Egoismus oder aus trivialer Unachtsamkeit verschmutzt, verletzt und teils zerstört hat.

12

Vielleicht zeigt sich in der Rede von der Schöpfung auch die Sehnsucht des Menschen danach, nicht nur ein »Produkt« der Evolution, Ergebnis eines Jahrmilliarden währenden Zufallsgeschehens, sondern Geschöpf zu sein, nicht ein Lebewesen wie alle anderen, das sich irgendwie entwickelt hat und dann auch noch zu einem Bewusstsein seiner selbst gekommen ist, sondern eine Person mit besonderer Würde, die sich nicht auf die Artzugehörigkeit reduzieren lässt und die als »Du«, als ein Gegenüber von einem wohlwollenden Schöpfer gemeint, gewollt und geliebt ist. Denn wären Menschen, wenn sie nicht geschaffen wären, nicht nur Zufallsprodukte? Und wäre dann nicht alles Erhabene und Berührende (wie übrigens auch alles Niedrige und Abstoßende) nur eine Illusion, eine fragwürdige Interpretation des Menschen, der nichts in der Welt, wie sie an sich ist, entspräche? Welche Bedeutung hätten die menschliche Liebe, das Opfer, die Güte, das Dasein für Andere, wenn sie sich als nichts anderes denn als Selektionsvorteile erwiesen? Verweist die Rede von der »Schöpfung« auch in säkularen Zeiten nicht auf das Begehren des Menschen, mehr als nur Sternenstaub, mehr als nur ein vergängliches Nichts in den Weiten des Kosmos zu sein – ein Gedanke des Schöpfers vielleicht, der sich in einem je eigenen Namen, in der persönlichen Einzigartigkeit verdichtet?

Vielleicht will, wer von Schöpfung spricht, ohne an den Schöpfer zu denken, ja, ohne an einen Schöpfer überhaupt noch denken zu können, auch das Pathos eines alten, aus der Tiefe der Zeiten kommenden Begriffs nutzen, um mit aller Vehemenz

auf die Dramatik der Gegenwart hinzuweisen. Was ist schon die »Umwelt« gegen die »Schöpfung«? Das »Lebewesen« gegen die »Kreatur«? Der »Zufall« oder die »Selektion« gegen den »Schöpfer«?

Doch möglicherweise ist die allgegenwärtige Rede von der »Schöpfung« auch nur eine unreflektierte *façon de parler*, eine Redeweise, die sich eingebürgert hat, an die man sich gewöhnt hat und an der festgehalten wird, ohne dass weiter darüber nachgedacht würde, was sie – dieses einst so große, so erhabene Wort – eigentlich bedeutet. »Schöpfung« klingt so gut, so schön, so göttlich, aber seine tiefere Bedeutung hat dieses Wort vielleicht weitestgehend verloren – und aus diesem Grund, ohne dass man dies sofort merken würde, auch seine Güte, seine Schönheit, seine Göttlichkeit. Was aber bedeutet es eigentlich, wenn man von einer »Bewahrung der Schöpfung« redet? Was genau ist dies – Schöpfung?

2. Ein Gewebe von Beziehungen. Schöpfungswirklichkeit

Schöpfung ist nicht einfach etwas statisch Vorhandenes, sondern Beziehungsgeschehen: Schöpfung ist vom Schöpfer her geschenkt und auf ihn hin bezogen. Sie ist geschaffen, etwas, das mit Absicht »kreiert«, kreativ erschaffen wurde – und weiter erschaffen, im Sein gehalten wird. Die Schöpfung hat sich nicht selbst in die Welt gesetzt. Noch wurde sie »zur Welt« gebracht. Denn welche Welt gäbe es ohne die Schöpfung? Das christliche Schöpfungsverständnis ist von einer äußersten Radikalität. Denn es setzt voraus, dass die Welt selbst – also alles, was ist, das große Ganze – geschaffen ist, dass sie, d. h. alles, was ist, von Gott her und auf Gott hin ist. Gott umfasst alles, was ist,

und doch ist das, was ist, nicht mit Gott identisch. In der Schöpfung hat er sich ein Gegenüber geschaffen, mit dem er in Beziehung sein will. Allem, was ist, kommt daher eine eigene Würde zu. Es ist Geschaffenes, das als solches sein soll und sich daher nicht mit etwas anderem verrechnen oder auf einen bloß dem Menschen nützlichen Wert reduzieren lässt. Gott ist daher in seinem schöpferischen Tun von nichts abhängig. Es gibt keine Bedingungen, an die er gebunden gewesen wäre, keinen Zwang, der ihn schaffen ließ, keine Materie, die schon vor der Schöpfung vorhanden gewesen wäre und mit der er hätte arbeiten müssen. Gott handelt gänzlich frei – aus Liebe. Er gibt sich selbst, offenbart sich in der Schöpfung und sehnt sich selbst nach der freien Liebe des Menschen als eines besonderen, zur Erkenntnis, Freiheit und Liebe berufenen Geschöpfes.

In der Rede von einer Bewahrung der Schöpfung zeigt sich somit auch die Relation zwischen der Schöpfung im Sinne von allem, was geschaffen wurde, und einem bestimmten Teil der Schöpfung, dem Menschen. Denn es ist der Mensch, der als Geschöpf die Schöpfung, zu der er selbst gehört, bewahren kann und soll. Den Menschen wird die Schöpfung eigens anvertraut. Sie stehen nicht einfach in der Schöpfung, sondern können und sollen sich zu ihr frei und verantwortlich verhalten und sie hegen und pflegen. In der Schöpfung selbst gibt es nämlich eine Ordnung, eine Harmonie, die es zu schützen gilt. Doch kann der Mensch seine Rolle missverstehen. Aus Hege und Pflege können Verschmutzung, Schändung und Ausnutzung werden. Der Mensch kann die Macht, die ihm gegeben ist, missbrauchen. Weil aber dieser Machtmissbrauch pandemisch geworden ist, weil er die gesamte Menschheit erfasst hat und weil diese Pandemie sich noch weiter verstärkt, ist die Existenz der Schöpfung gefährdet wie selten zuvor. Langsam dämmert dem Menschen

das. Langsam schmerzt es. Langsam sehnen Menschen sich wieder – nach dem, was Schöpfung eigentlich sein könnte, ja, nach dem, was Schöpfung sein sollte, nach einem Versprechen, an das auch jene noch glauben möchten, die längst nicht mehr an Gott glauben.

3. Der Verlust des Unberechenbaren. Schöpfungsvergessenheit

Alles, was ist, hat – das wusste schon der vorsokratische Philosoph Heraklit – eine Gegenseite. Daher steht der auch in religionskritischen Zeiten noch gängigen Poesie der Schöpfungsrede ein äußerst prosaisches Verhältnis zur Natur gegenüber. Zunächst und zumeist, im Alltag also des modernen und spätmodernen Menschen begegnet die Schöpfung nicht als etwas, das es zu bewahren gilt, weil auch der Mensch in ihr und von ihr lebt, sondern als etwas, das vom Menschen getrennt ist und ihm als etwas anderes, als Gegenstand der Erkenntnis und des Handelns gegenübersteht. Als ein solcher Gegenstand kann die Natur untersucht, analysiert und erklärt werden. Sie kann auch technisch gestaltet, verändert, beherrscht und optimiert werden. Allzu oft ist daher »Schöpfung« ein Wort für Sonntags- und Feiertagsreden. Wie man an diesen feierlichen Tagen einen Spaziergang in der schönen Natur unternimmt, spricht man dann auch von ihr in höchsten Tönen – um in der alltäglichen Routine von Montag bis Samstag ganz anders über die Natur zu denken, zu sprechen und zu verfügen. Vermutlich wird sogar umso mehr und umso salbungsvoller von der Schöpfung gesprochen, je weniger das alltägliche Verhalten der Natur gemäß ist.

Das heutige Verhältnis des Menschen zur Natur ist jedoch keinesfalls notwendig. Der Begriff der Natur und das mensch-

liche Verhältnis zu ihr sind vielfältigem geschichtlichem Wandel unterworfen. Was zu Beginn des 21. Jahrhunderts unter »Natur« verstanden wird, ist nicht identisch mit dem, was die Griechen unter *physis* oder die Römer unter *natura* verstanden – von anderen geschichtlichen Epochen oder anderen Kulturen und Traditionen ganz zu schweigen. Denn das Wort »Natur« – und daher auch das Naturverständnis – steht in einem vorgegebenen Horizont. Und dieser Horizont ist heute maßgeblich – d. h. das entscheidende, unser Denken und Handeln bestimmende Maßgebend – von den Perspektiven der Naturwissenschaften, der Technik und der Wirtschaft in ihren zeitgenössischen Ausprägungen bestimmt.

Stark vereinfacht kann man dies folgendermaßen verstehen: Die moderne naturwissenschaftliche Perspektive tendiert dazu, dem erkennenden Subjekt das, was ist, als Objekt, als »Gegenstand« gegenüberzustellen, der von seinen kausalen Bedingungen her erklärt wird. Der technische Blick fragt danach, was man mit einem bestimmten Objekt machen kann und wie es den Interessen des Menschen nutzt. Das, was ist, reduziert er auf seine Funktion, auf ein Mittel für vielfältige Zwecke. Die Logik des Ökonomischen führt schließlich dazu, dass das System der Mittel in einen ökonomischen, wertsteigernden Kontext hineinversetzt wird. Was ist, dient vornehmlich dem Interesse des monetären Gewinns. Diese drei Perspektiven sind nicht falsch oder problematisch, solange sie als genau dies verstanden werden: als einzelne Perspektiven, als »Durchblicke«, die dabei helfen, das, was ist, zu erschließen, die aber nie ein vollständiges oder umfassendes Bild liefern können. In dieser Beschränkung haben sie zu wichtigen Einsichten und bedeutenden Entwicklungen geführt. Doch tauchen Probleme auf, wenn diese Sichtweisen sich zum einen eng miteinander verknüpfen, die ihnen

eigenen Grenzen nicht mehr respektieren und keine anderen Zugänge mehr erlauben oder alle anderen Zugänge zur Wirklichkeit derart in ihren Bann ziehen, dass sie ihr Maß von ihnen empfangen. Dann rückt alles, was ist, in eine naturwissenschaftlich-technisch-wirtschaftliche Perspektive. Das dominante Maß dieser Perspektiven liegt darin, dass alles sich als berechenbar und durch die Berechenbarkeit als menschlichen Interessen ein- und unterordbar zeigt.

Konkret bedeutet dies, dass die Natur zunächst durch eine radikal durchgeführte Objektivierung dem Menschen fremd wird und der Mensch sich von der Natur entfremdet. Natur ist dann das andere, das Fremde, das der Mensch erklären kann und über das er – im Rahmen der Instrumentalisierung der Wirklichkeit – zu verfügen versucht. Aus Nutzen wird Ausnutzung; aus Gebrauch Missbrauch. Der Mensch lebt dann nicht mehr im und vom Wald und erfährt sich dabei als Teil eines hochkomplexen Gewebes oder ökologischen Zusammenhang, sondern analysiert den Wald als etwas Gegenständliches in verschiedenen Hinsichten, um zu überlegen, wie er ihn am effizientesten nutzen kann. Ob er den Wald als Ort der Holzproduktion oder als Naherholungsgebiet nutzt, bedeutet keinen großen Unterschied. In beiden Fällen bestimmen die Funktionen des Waldes das, was er ist. Der Schritt zur ökonomischen Ausnutzung findet dann statt, wenn der Wald und alles, was in ihm lebt, nur noch Interessen dienen darf, die sich ökonomisch auszahlen. Was in diesem Sinne nichts bringt, wird als wertlos und damit als sinnlos erfahren.

Es liegt in der Logik dieses Denkens, dass es alles erfassen will und dass nicht nur die nicht-menschliche Natur, sondern auch der Mensch in seinen Blick gerät, ja, er selbst stellt seine eigene Existenz mehr und mehr in diese Logik hinein. Mit einem

wissenschaftlich-technisch-ökonomischem Blick fixiert er dann auch sich selbst und erlaubt keine anderen Perspektiven auf das Menschliche mehr. Das verbreitete Bemühen um »Selbstoptimierung« weist genau diesen Dreischritt der Objektivierung, der Instrumentalisierung und der Ökonomisierung des eigenen Selbst auf. Der Mensch wird dann zum herstellbaren und vermarktbarsten Produkt – und sei es, dass er zum Produkt seiner je eigenen Interessen wird. Man muss, wie man oft hört, etwas aus sich machen. Der Mensch, so hört man aber auch nicht selten, soll überwunden und zum »Übermenschen« werden. Er soll das, was ihn beschränkt, hinter sich lassen, um einen optimierten Zustand zu erreichen. Die Ausbeutung der Natur setzt sich in der Perfektionierung und (Selbst-)Ausbeutung des Menschen fort. Doch wenn man dies nicht oder nicht mehr kann? Wenn man dies gar nicht will? Und wenn es so nicht weitergeht, nicht weitergehen kann – weil die geschundene Natur auch dem zunehmend perfektionierten Menschen, dem »Übermenschen« keine Heimat mehr sein kann?

4. Die (Auf-)Gabe der Kreativität. Schöpfungsverantwortung

Nie lässt sich, so sehr man das auch will, die Zeit ungeschehen machen. Ein vormodernes Naturverhältnis kann nicht wiederbelebt werden. Man kann auch nicht einfach ein neues Verhältnis zur Natur verordnen – als müsse man nur neue programmatische Justierungen vornehmen. Die reine Theorie hilft nicht. Das zeigt sich darin, dass die viel beschworenen »Grenzen des Wachstums« und damit auch die Grenzen der Ausbeutung von Mensch und Natur schon lange bekannt sind. Wenig ist geschehen. Und doch tut sich – auch schon seit längerem – einiges.

Vielleicht ist es heute notwendig, an diese langsamen Veränderungen anzuknüpfen und sie zu unterstützen und zu stärken. Zunehmend wird nämlich nicht nur bewusst, dass eine bestimmte Lebensweise an ihr Ende kommt. Es wird auch, teils noch stammelnd, teils unausgegoren, um Alternativen gerungen. Viele Menschen wollen der Dystopie nicht das letzte Wort überlassen, sondern anders leben, um zu überleben, aber auch, um besser zu leben und um respektvoller, rücksichtsvoller mit anderen Lebewesen in einer geteilten Natur zusammenzuleben. Das gemeinsame Haus verfällt daher nicht nur. Es wird auch in bestimmten Räumen bereits saniert. Sanieren kommt von dem lateinischen Wort *sanare*, »heilen« oder »gesund machen«, das aber bedeutet, es wieder ganz zu machen, eine verlorene Einheit oder Gestalt wiederzufinden.

Für diese Sanierungsversuche gibt es viele Beispiele von der Entscheidung, kein Fleisch mehr zu essen, über einen bewussteren und bescheideneren Umgang mit natürlichen Ressourcen bis hin zum Interesse an den umweltpolitischen Konsequenzen des Gemeinwohlgedankens oder an einer gesellschaftlichen Transformation, die Ökologisches und Soziales nicht gegeneinander ausspielt, sondern das Streben nach Gerechtigkeit und das Bemühen um Nachhaltigkeit miteinander versöhnt. Man könnte davon sprechen, dass sich eine Epoche der Verantwortung bildet. Dabei geht es nicht um Verantwortung in einem engeren moralischen Sinne, d. h. um Verantwortung für einzelne konkrete Taten, sondern um eine grundsätzliche Haltung, eine Lebensweise, die das, was man denkt oder tut, grundsätzlich prägt. Aus dieser Perspektive ist Natur nicht ein Objekt, das dem Menschen gegenübersteht und seinen Begehrlichkeiten untergeordnet werden kann, sondern jener Raum, der sich dem Menschen immer schon eröffnet hat, für den er in all seinem Tun

Sorge trägt und den er als gegebenen Horizont erfahren kann und den er auch um seiner selbst, um seiner Menschlichkeit willen respektieren sollte.

20

In der antiken Tradition hat man das Leben »gemäß der Natur« als ein Ideal verstanden. Darin drückt sich aus, dass die Natur auch eine normative Bedeutung für das menschliche Leben hat. Heute wird in anderen Worten von einem Leben »gemäß der Natur« gesprochen – wenn etwa eine »artgerechte Tierhaltung« gefordert wird oder wenn davon gesprochen wird, etwas sei »unmenschlich«. Denn das bedeutet, dass es nicht nur faktisch »nicht menschlich« ist, sondern auch dem Wesen des Menschen widerspricht, d. h. so ist, wie es nicht sein *soll*. Einem solchen Verständnis zeigt sich die Natur auch als Grenze, die es anzunehmen gilt und über die man nicht verfügen kann – es sei denn um den Preis, dass sich diese Grenzverletzung auch gegen den Menschen selbst richtet. Oder anders: Das Haus, in dem nicht nur alle Menschen, sondern alle Lebewesen gemeinsam leben, hat seine eigene Logik, einen *logos*, eine ihm eigene Vernunft und Ordnung, die die Ökologie thematisiert. Ökologisch zu denken und vor allem zu leben bedeutet, die Dimension dieser Logik verantwortlich anzuerkennen und angesichts ihrer Grenzen zu ziehen (deren genaue Orte freilich immer kontrovers bleiben werden). Darin würde wahre Lebenskunst bestehen.

Lebenskunst ist in diesem Zusammenhang ein wichtiges Stichwort. Denn die Bedeutung, die das Paradigma der Selbstoptimierung mittlerweile – zum Beispiel in den sozialen Medien – angenommen hat, zeigt ein technisches Verhältnis zum eigenen Leben an. Solange das Verhältnis zum eigenen Selbst technisch bestimmt bleibt, so als sei das eigene Leben ein Produkt, das machbar, verfügbar und auch vermarktbare ist, wird auch die

ökologische Krise nicht an ein Ende kommen, sondern sich verschärfen. Denn diese geht auch auf ein gestörtes Verhältnis des Menschen zu sich selbst zurück. Daher kann die ökologische Krise nur überwunden werden, wenn Menschen auch ein neues, nicht technisch-produzierendes, sondern künstlerisch-schaffen-des Verhältnis zu sich selbst – zu ihrem faktischen Dasein, zu ihrem Leib, zu ihrer Endlichkeit, zu ihrer Verwundbarkeit und zu ihrer Sterblichkeit, aber auch zum anderen Menschen, zur Natur und zum Schöpfer – finden. Es gilt, diese fundamentalen Bedingungen des menschlichen Lebens nicht zu vergegenständlichen, um sie zu überwinden, sondern demütig – auch dies ein altes, aber lebenswichtiges Wort – anzuerkennen: als Horizont des Unberechenbaren.

Mit seinem Verständnis des Menschen kann das Christentum – neben anderen Religionen und Philosophien, die an die Größe, aber auch an die Grenze und Hinfälligkeit des Menschen und die Würde der gesamten Schöpfung erinnern – eine wichtige Hilfe dabei leisten, die Demut gegenüber dem Unberechenbaren einzuüben. Aber auch die Kunst kann eine wichtige Hilfe dabei leisten. Je (lebens-)künstlerischer man lebt, umso kreativer und weniger berechnend wird das Verhältnis zu einem selbst, zu anderen Menschen und zur Natur. Je kreativer man aber lebt, umso mehr entspricht man auch Gottes Schöpfung und der (Auf-)Gabe, für sie Verantwortung zu übernehmen. Künstlerisch wird man selbst Mitschöpfer, kreativer Gestalter der Schöpfung, statt als technisch-berechnender Produzent sie auszunutzen zu wollen. Denn Gott agiert nicht wie ein Techniker und ist kein Produzent, der nach abstrakten Kriterien beliebige Massenware herstellt. Er handelt selbst wie ein Künstler. Eigentlich müsste man sogar ganz anders sprechen: Gott kann man nur mit einem Künstler vergleichen, weil Künstlerinnen und Künstler in ihrem

Tun in die Spur des göttlichen Handelns geraten können. Sie sind nicht selbst göttlich, aber in dem, was sie tun, zeigt sich Göttliches: die Freiheit, das Spielerische, das Gnadenhafte, das Berührende, das Exzessive, aber auch das oft Irritierende und Erschreckende des wirklich Schöpferischen, das sich nicht berechnen, sondern nur gelassen vollziehen und hinnehmen lässt.

Über Jahrhunderte haben der *homo scientificus*, der *homo faber* und der *homo oeconomicus* das Verständnis von Natur bestimmt. Wäre es nicht an der Zeit, von den Künsten zu lernen und wie sie zu werden? Wird nicht mehr als jedes politische Programm der kreative *homo artifex*, der künstlerisch-schöpferische Mensch, benötigt, um eine Antwort auf die ökologische Krise zu finden? Liegt in der Kunst, in wirklicher, kreativer, schöpferischer Kunst, in ihrer Schönheit und Güte, nicht eine Hoffnung, die trotz der Krisen, denen die Gegenwart ausgesetzt ist, nicht verzweifeln lässt?